

Heinrichs Romfahrt [Fortsetzung]

Autor(en): **Heer, J.C.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 47

PDF erstellt am: **17.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647395>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 47 - 27. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern

20. November 1937

Die Welt und Du

Wird dir die Welt zu trüb, geh in dich ein
und fach die Flammen an, die nie verwehn,
durchglüht von deiner Innensonne Schein.

Wird dir die Welt zu fremd, geh in dich ein,
dich in der Seele Gärten zu ergehen;
laß deine Heimat in dir selber sein.

Wird dir die Welt zu eng, geh in dich ein;
in dir find Weiten, die du nie begangen,
Unendlichkeit ist deines Wesens Sein.

Wird dir die Welt zu arm, geh in dich ein,
auf lichter Traumesslut dahin zu gleiten,
berauscht von deiner Sehnsucht goldnem Wein.

Wird dir die Welt zu laut, geh in dich ein;
ruh aus in deiner Seele Einsamkeiten,
ach, aller Friede wohnt in dir allein.

Heinrichs Romfahrt

ROMAN von J. C. HEER

18

Beim Mittagstisch im Hause Testa lernte er auch die Mutter der Knaben, eine dunkle, zurückhaltende Genuesin kennen. Nachher wünschte Cesari, der eine merkbare Aufregung hinter ziemlicher Wortfargheit verbarg, eine Besprechung unter vier Augen mit ihm. Sie bewegte den Alten so tief, daß seine Hände zitterten, wenn er sich den Schnurrbart strich.

„Ich will nicht fragen, wie in den wenigen Tagen, die Sie in Altanca weilten, zwischen Ihnen und meiner Tochter eine Liebe hat entstehen können“, begann er. „Junges Blut ist rasch und hat das Wort bald auf der Zunge. Ich nehme auch an, daß Doia ebenso schuldig ist wie Sie! Nach den Schüssen von gestern abend könnte ich Grimelli auf Hausfriedensbruch und Lebensgefährdung einklagen und die Verlobung durch das Gericht aufheben lassen. Was ist aber damit gewonnen? — Daß wir, wenn seine Gefängnisstrafe abgelaufen wäre, seiner Rache ausgeliefert sind! — Man kennt das hier zu Land. Er würde uns finden, selbst wenn wir nach Amerika auswanderten. Das ist also kein Weg!“

Der Sindaco schöpfte Atem.

„Nein, ich habe eigentlich nicht von uns mit Ihnen sprechen wollen, Herr Landsiedel, sondern bloß Sie bitten, daß Sie möglichst rasch die Gegend und unser Land verlassen und den Traum von Doia begraben, wie auch sie die Liebe zu Ihnen wird begraben müssen. Wie wollten Sie mit ihr einen Hausstand gründen, Sie, der Gelehrte, der, wie Sie selbst bekannt haben, die Mittel nicht besitzt, seine Studien zu Ende zu führen?“ —

Da hob Landsiedel den Kopf. „Ihr Wunsch, Herr Sindaco, so kehre ich nach Tübingen zurück und vollende meine Studien. Ich besitze noch beträchtliche Guthaben an Schwester und Schwager und stehe nicht schlecht!“

Seine Zuversichtlichkeit gefiel Cesari; aber der Alte machte doch eine Handbewegung der Abwehr.

„Nein, selbst wenn Sie in Deutschland ein Schloß besäßen, müßten Sie meine Tochter vergessen. Die Lebensunterschiede zwischen Ihnen beiden sind zu groß. In meinen jungen Wanderjahren habe ich ein deutsches Mädchen geliebt, nicht bloß ein paar Tage wie Sie meine Doia, sondern zwei Jahre. Die Liebe mußte ich vergehen lassen. Und wie denke ich jetzt darüber? — Daß die Wendung, die ich damals wie ein großes Unglück empfand, für das Mädchen und mich ein großes Glück gewesen ist. Uns hätte die gemeinsame Jugendluft gefehlt, die Ueberlieferung einer gemeinsamen Heimat, die etwas vom Schönsten in einer Ehe sind. Sie hätte darunter gelitten, daß ich mit meinem italienischen Gepräge nie ein echter Deutscher geworden wäre, ich darunter, daß sie lebenslang als eine Fremde durch unsere Berge gegangen wäre! — Auch Sie und Doia würden miteinander nicht glücklich!“ —

Da drang durch die Lüfte die Stimme des Hausherrn: „Onkel, wir sollten gehen!“

Der Sindaco rief ihn ins Zimmer.

Als Testa den jungen Gast mit gefalteten Händen trübselig dastehen sah, sagte er zu Cesari: „Ich würde mit Herrn Land-

fiedel doch nicht so übers Knie brechen. Ich habe Pläne für ihn; er soll hier oder in Genua zuwarten, wie sich die Dinge entwickeln; unterdessen lernt er die Sprache völlig und entschließt sich vielleicht für eine Laufbahn auf unserm Boden. Du aber sieh' zu, daß dir Doia nicht sonst weggenommen wird. Ich traue eurem Priester Gini, der mit Grimelli unter einer Decke steckt, verdammt schlecht. Bedenke, daß Doia sein Beichtkind ist! Sie wird unter seinem Zuspruch, unter seiner Gewissenserforschung und Folterfragen wegen Herrn Landsiedel bald nicht mehr wissen, wo ein und aus. Das verlorene Lamm muß gerettet werden, und die Nonne, die ihr mit unheimlicher Ueberredungskunst den Kopf verdreht, wird rasch bei euch oben erscheinen. Halb erzwungene, halb freiwillige Flucht nach Italien! Was ein Kloster verschlungen hat, gibt es nicht mehr heraus, und keine der frommen Frauen wird verraten, wo das Opfer steckt. Ist der Fall so unerhört? — Und Doia ist ja im heimlichen eine der Schwärmerei zugängliche Natur! Da sieh' dich vor, Onkel!"

Der Sindaco wischte sich den Schweiß von der Stirne; er erwiderte bloß: „Also gehen wir zum Notar!“ und verabschiedete sich etwas verwirrt von Landsiedel.

Was wollten sie beim Notar? — Heinrich wußte, Cesari hatte Testa das Bauland auf Val Biora verkauft. Nun handelte es sich um die amtliche Festlegung. Gedankenvoll beobachtete er, wie die beiden das Haus verließen. Er war sicher, an Testa hatte er einen wohlwollenden Freund; aber auch für Cesari empfand er eine warme Hochachtung. Nicht jeder Vater hätte sich mit einem Fremden so würdig und vornehm auseinandergesetzt. Es tat ihm um den alten Mann leid, der neben demholzgerade einhergehenden Testa etwas vorgeneigt des Weges schritt, als drücke ihn eine unsichtbare Last.

Auch Heinrich drängte es ins Freie.

Die Worte Testas lagen ihm bleischwer auf der Seele. Nein, an die Tragweite seines kurzen Liebesabenteuers mit Doia hatte er nicht gedacht, daß ein so junges, schönes Leben deswegen halb unfreiwillig hinter den Mauern eines Klosters verschwinden und für immer dem Leben entfallen werden könnte.

Er ging mit seinen wogenden Gedanken nicht in das Gemüth des Bahnbaues hinein, sondern lief, von dem schwachen Fuß wenig mehr gehindert, die Gotthardstraße hinab, den dahinsausenden, grauen Wellen des Tessins entlang durch die Enge der Felsen von Stalvedro, die sich wie gewaltige Burgruinen aus der Vorzeit türmen, und erreichte in grünem Wiesengrund das Dorf Ambri. Um dem Staub der Fuhrwerke auszuweichen, verließ er jenseits der braunen Holzhäuser die Straße und warf sich auf den Rasen des Abhanges. Er ruhte und blickte nach den Terrassendörfern empor, die von der Abendsonne beschienen, wie in westentrückter Seligkeit auf den Gesimsen der Berge lagen.

Jenes dort mit dem altersgrauen romanischen Glockenturm war Altanca. Neben der Kirche sah er die Fenster Doias. Wenn sie jetzt ins Tal schaute, würde er sie sehen, aber freilich wegen der großen Entfernung nicht erkennen können.

Seit sie feinetwegen litt und in Gefahr schwebte, erschien ihm ihr Bild noch verehrungswürdiger und heiliger als je zuvor. Die Sorge um ihr künftiges Los quälte ihn. Mitten in seinen Schmerzen fiel ihm ein, daß er am Morgen den Plan erwogen hatte, einen Brief an Pater Placidus zu schreiben. Wiewohl sich in seiner Seele manche Einwürfe dagegen regten, gewann der Gedanke Macht über ihn. Wer verstand seine Herzensnot um Doia tiefer als der hochfinnige Mann, der aus seiner Jugend selber wußte, wie die Qual um das Ergehen eines geliebten Wesens in der Brust wühlt und brennt! — In Heinrichs Kopf war der Brief schon im Werden, besonders der Schluß, die Schilderung der Gefahr, in der Doia schwebte. Da bemerkte

er auf der Straße ein Bild, das ihn für den Augenblick doch noch stärker fesselte!

Grimelli fuhr in einem niedrigen Korbwagen die Straße hinab und hieb unbarmherzig auf die schindmagere Mähre los. Warum hatte er es so eilig? — Oder war es seine Gewohnheit, so wild loszufahren? — Und was hatte seine Fahrt wohl für einen Zweck? —

Jedenfalls war es Landsiedel eine Erleichterung, den Feind nicht in Altanca zu wissen.

Auf dem Rückweg nach Airolo lag ihm der Brief an Pater Placidus wieder in den Sinnen. Er zögerte; in einsamer Abendstunde aber setzte er sich an den kleinen Tisch seines Zimmers und begann seine Reise- und Liebesabenteuer niederzuschreiben, zuerst mit dem Gedanken, daß er ja den Brief nicht abzusenden brauche, wenn er ihm nachher mißfalle, allmählich aber in einer Spannung der Seele, daß er nicht hörte, wie die Bahnarbeiter, das Dorf durchflutend, ihre einstimmigen langgezogenen Melodien in die Nacht sangen, wie die Lieder allmählich verstummten, auf der Straße nur noch dann und wann ein Wagen knarrte, die Schritte eines einzelnen Gängers hallten und endlich die Schläge der Mitternacht durch das vernehmbare Rauschen der Gebirgswasser klangen.

Was er mit hochgestimmter Seele und eilender Feder schrieb, war ein Selbstbekenntnis über die Tage zwischen Disentis und Airolo, eine flehende Bitte von Herzen zu Herzen, nicht um Hilfe, sondern bloß um Verstehen.

Er siegelte den Brief nicht; er wollte ihn am Morgen noch einmal überprüfen, ob es besser sei, ihn an Pater Placidus zu schicken oder ihn zu vernichten. Als er aber den Kopf hinaus in den Nachtwind reckte, der vom Gotthard herniederstrich, empfand er ein Gefühl innerer Befreiung, schon die bloße Niederschrift seiner Schmerzen hatte ihm wohlgetan.

Spät am Tag, noch etwas abgeschlagen von seiner nächtlichen Schriftstellerei, erwachte er und las den Brief wieder. Da war ihm, er habe in seinem Leben nichts Wahreres und nichts Schöneres geschrieben, nichts Herzergreifenderes als dieses Bekenntnis.

Er gab das Schreiben zur Post. —

Vierzehntes Kapitel

Testa und Landsiedel saßen sich beim Frühstück gegenüber. Der Gast erzählte, daß er Grimelli gestern Abend habe das Tal hinunterfahren sehen.

„Um so besser“, gab der Hausherr leichtthin zurück. „Da geht er wenigstens in Altanca keine bösen Streiche. Wenn der alte Grimelli noch lebte! Er hielt den Sohn streng in Zucht. Jetzt aber haben alle schlechten und gefährlichen Eigenschaften des Burschen freien Lauf. Er treibt sich jetzt wohl mit der goldenen Jugend von Lugano, Como und Mailand in den Städten herum und wird in einigen Tagen den beiden Schützenfesten beiwohnen, die in Mendrisio und Balerna, Nachbarländern an der italienischen Grenze, stattfinden. Dort in Mendrisio sammeln sich diejenigen, die nach der alten Zeit zurückschienen und gern noch ein paar hundert Priester mehr in den Kanton hereinbrächten, in Balerna die fortschrittlichen Tessiner, die den Kanton einer freieren und größern Kultur entgegenführen möchten. Ich gehöre zu diesen; man nennt mich weit und breit bloß den „Freigeist von Airolo“. An den Festen werden also die Gegner nahe beisammen sein, und kommt nun noch die Partei Grimellis dazu, der „junge Tessin“, der keinen Anlaß vorübergehen läßt, ohne die faulen Eier der lateinischen Verbrüderung darein zu legen, so können wir Handel genug erleben, vielleicht sogar Tätlichkeiten. Wenn die Prügel dann die Richtigen treffen, ihn und



Van Dyck (1599—1641) *Der Sohn Karls I.* Nach einer Reproduktion aus der Kunsthandlung Christen, Bern

die Seinen, dann lache ich gern darüber mit, obgleich es im Grunde traurig ist, was für ein Bild politischer Zerrissenheit wir Tessiner der übrigen Schweiz bieten.“

„Glauben Sie wirklich, Herr Testa, daß Grimelli fähig wäre, Doia ein Leides zuzufügen?“ fragte Heinrich.

Testa zuckte die Schultern.

„Vielleicht waren es nur Schreckschüsse, die er auf Sie und das Mädchen abgegeben hat; er schätzt seine Freiheit hoch ein, und so lange es ihm gut geht, so lange er Geld besitzt, wird er sich vor einer Tat hüten, die ihn ins Gefängnis führt. Jede Nuß wird aber einmal reif. Auch Grimelli! Dann, wenn ihm die Mittel ausgehen, wird er zu fürchten sein; dann wird Cesari gut tun, mit Doia eine Weile aus der Heimat zu verschwinden. Und Sie selber sind dann hoffentlich bei mir in Genua. Auch Sie werden dann Grund haben, sich vor ihm zu hüten!“

„Ich in Genua?“ fragte Heinrich überrascht.

„Ich will Ihnen die Pläne entwickeln, die ich für Sie ausgeheckt habe“, versetzte Testa in seiner raschen, geschäftlichen Art. „Auf jeder Straße liegt Geld, auch auf der Ihrigen. Sie haben

nun meinen Nachwuchs kennen gelernt, die Jungen auch Sie, und ich hoffe, das Sich-wohl-mögen ist gegenseitig. Wenn Sie Hauslehrer bei uns blieben! Als ehemaliger Steward, wie jetzt als Hotelier kenne ich den Wert fremder Sprachen in Handel und Wandel und habe gehört, daß die Studenten von Tübingen die geborenen Lehrer seien. Wie steht es denn mit Ihrem Französischen und Englischen?“

„Wie in Ihrer Sprache habe ich darin bloß etwas Schulfaß“, erklärte Landsiedel.

„Nun, nach Ihrem Italienischen zu schließen einen recht achtungswerten“, erwiderte Testa. „Wir leben über Sommer hier in Airolo, vom Spätherbst bis zum Spätfrühling in Genua, wenigstens meine Familie. Ich fahre auch im Sommer ein paar-mal nach Genua hinunter. Nun sind die beiden Knaben in ein Alter getreten, in dem ein halbes Jahr Bergferien nichts mehr taugen. Wir geben sie aber auch nicht gern auswärts. Also kann es mir dienen, Sie als ihren Lehrer zu behalten.“

Heinrich sann. Die Söhne des Hauses gefielen ihm gut. Er hatte für den Vorschlag ein geneigtes Ohr.

Und die Liebe zu Doia hielt ihn ja doch im Land.

Testa aber fuhr fort: „Wenn wir uns gegenseitig so vortrefflich verstehen, wie es jetzt den Anschein hat, kommen Sie im Herbst mit uns nach Genua. Leben Sie sich neben Ihren Stunden als mein Sekretär in das Hotelfach ein. Es ist stets noch ein Beruf, bei dem man mit Arbeit und Umsicht zu Geld gelangen kann. Besonders ein gebildeter Mann, der für die geistigen Bedürfnisse der Fremden das Ohr besitzt. Nichts hindert Sie dann, einmal eine Stellung in Rom anzunehmen, damit Ihr Wandertraum doch in Erfüllung geht. Und inzwischen wird Grimelli irgendwie von der Bildfläche verschwinden, vielleicht nach Amerika. Es steht ja nichts still. Inzwischen wird ja auch das Hotel in Val Biora gebaut und eröffnet. Da ist für Sie wieder eine Stellung. Ich rechne auch auf den Besuch von Deutschen. Es wird ihnen gefallen, wenn sie dort einen Landsmann finden, der sie in der Heimatsprache begrüßt. Der Verkehr mit Doia steht Ihnen dann in unverfänglicher Weise frei. Sie haben die Gelegenheit, dem Sindaco zu beweisen, daß Sie ein tüchtiger Mann sind. Wir wollen hoffen, daß Sie nicht sieben Jahre um seine Tochter dienen müssen, wie Jakob um die Rahel. Luftschlöffer, denken Sie wohl! Was aber in der Welt an Werthen entsteht, muß zuerst in irgend einem Gehirn als Luftschloß erbaut werden. Selbstverständlich gönne ich Ihnen die Zeit, sich meine Anregung zu überlegen.“

Ja, was ihm da Testa vorschlug, wäre ein Tor ins Leben — nur war es nicht sein Tor.

So begann sich Heinrich.

Sich ins Hotelfach einleben? — Nein! Von seiner Mutter hatte er eine Abneigung gegen jede Betätigung im Wirtschaftsgewerbe ererbt; er mochte sich nicht auf die gleiche Stufe wie sein Schwager Wilhelm stellen. Eine leise Sehnsucht zurück zu seinen Studien ging ihm durchs Herz. Sein tiefster Wesenskern lag doch in der Poesie, der alten und der neuen. Sich aber einmal an den Jungen Testas als Lehrer zu versuchen, lockte ihn.

In dieser Hinsicht wurde er mit seinem Gastgeber einig.

„Ich mag nun keine strenge Schulmeisterei“, sagte ihm der Hotelier; „geben Sie den Buben am Morgen im Haus eine Stunde; machen Sie am Nachmittag einen Ausflug mit ihnen, und führen Sie die Unterhaltung nach Möglichkeit deutsch. In der Unterhaltung lehrt und lernt sich eine fremde Sprache am leichtesten. Ich habe nun mit dem Bau in Val Biora zu tun; noch heute schließe ich darüber ein paar Verträge ab!“

Damit ließ er den Gast.

Obwohl Testa das Wesen Landsiedels, soweit es die Neigung und Befähigung für das Hotelfach betraf, nicht richtig beurteilte, war es Heinrich in der Nähe des anregenden Mannes wohl. Am gleichen Tag noch begann er seine Lehrtätigkeit. Zu seiner Genugtuung bewiesen auch die Jungen Freude am Unterricht; der bedächtige, etwas verschlossene Camillo, in dem sich die Art der Mutter spiegelte, wie der lebhafteste Leo, der innerlich und äußerlich das Abbild des Vaters, in Begreifen und Wort der raschere war. Heinrich liebte beide, und zuweilen spürte er über das kleine Amt, das ihm zugefallen war, ein sonniges Glück in sich.

Was wohl Doia zu seinem Beruf sprechen würde, wenn sie darum wüßte? — Heimlich quälte er sich um sie, und der Brief, den er an Pater Placidus geschrieben hatte, gab ihm schwer zu sinnen und zu denken. Wie wohl der Benediktiner das Schreiben voll Liebesorgen aufnahm? —

Bevor ihm darauf Antwort wurde, am andern Morgen schon, brachte die Post sein Geld, und da er in dem angesehenen Hause Testa wohnte, bedurfte er seiner Schriften nicht, um es ausgehändigt zu erhalten. Freudig schmückte er sich wieder mit der schönen silbernen Uhr des Vaters.

Die Uhr hatte, wie der Polizeiamtman von Chur schrieb, Forta verraten. Ein Detektiv in Zürich war Zeuge, wie sie dieser in einer spanischen Weinstube um einen Spottpreis an einen andern Gast abzusetzen versuchte; der Geheimpolizist fand sich über das Wesen des Beobachteten rasch zurecht; in der Untersuchung gestand der halbbetrunkene Schelm den Diebstahl und gab auch den Namen des Bestohlenen an.

„Wie Sie sehen, sind an Forta bloß etwa dreißig Franken verloren gegangen, für Sie eine recht billige Lehre, künftig weniger vertrauensvoll durch die Welt zu schlendern. Wir hätten Ihnen Ihr Besitztum schon am zweiten Abend nach Ihrer Abreise wieder einhändigen können; aber was haben Sie für einen merkwürdigen Weg genommen? Im übrigen werden Sie jetzt Ihr Brett wieder leichter bohren. Und vergessen Sie nicht, daß es jeder bereut, der aus den Studien läuft!“ So der humorvolle Polizeipräsident.

In dem Dankschreiben an ihn schilderte Landsiedel einige von den Erlebnissen, die sich zwischen Chur und Airolo zugegetragen hatten.

Ja, die Studien! — Seit er Lehrer war, spürte er es noch deutlicher als vorher, daß ihn stets eine heimliche Sehnsucht nach den Büchern begleitete. Wenn nicht die Liebe zu Doia wäre, wüßte er seinen Weg — Lübingen!

Wie nun ihr das ihm in so rührender Weise geliebene Geld zurückgeben?

Die Frage begleitete ihn ins Val Ruvino, dessen frische Wasserspiele ihm die Jünglinge zeigen wollten.

Als er am Abend wieder mit ihnen ins Dorf trat, begegnete er Fenner, der auf der Rückreise von der Taufe seines Jungen nach den Felsen des Pizzo Pettano begriffen war. Der Ingenieur ging mit einem Bekannten, kam aber jetzt lachend auf ihn zu. „Kette über die Brust. Ihre Uhr und Ihr Geld haben Sie also gefunden?“

Die drei Männer traten miteinander in das „Ristorante della Stella polare“, wie sich hochtönend eine kleine, aber durch ihren vortrefflichen Wein bekannte Barackenwirtschaft nannte, in der umgestürzte Fässer die Tische und Stühle ersetzten. Dabei lernte Heinrich auch den Begleiter Fenners kennen, den Tunnelaufseher Kaufmann, einen dunklen Krauskopf mit blassem Gesicht und düstern Zügen.

Landsiedel und Fenner führten das Gespräch fast allein; bald aber rüstete sich der Topograph zum Aufstieg in die Berge, und Heinrich schickte sich an, ihm ein Stück das Geleit zu geben.

Nun erst ging der Tunnelaufseher aus sich heraus. „Landsiedel“, sagte er, „wenn es Ihre Zeit erlaubt, kommen Sie doch nachher in die Wirtschaft zurück. Ich bin sonst keiner, der um Gesellschaft bittet. Aber heute! Und am liebsten ist mir ein Gesicht, das noch nie in den Tunnel geguckt hat. Sie müssen entschuldigen“, versetzte er mit einem Anflug von Lächeln, „ich habe heute meinen freien Tag, aber zugleich den schwärzesten in meinem Leben.“

Der Mann erregte plötzlich den Anteil Heinrichs. Landsiedel versprach seine Wiederkehr.

Bis halbwegs Brugnasco begleitete er Fenner und erzählte dem neugierig Horchenden das Abenteuer im Hause des Sindaco.

Der Topograph aber war mit ihm nicht zufrieden: „Wozu die Hauslehrerstelle? Sie haben ja jetzt wieder Ihr Geld! Also fort! Wollen Sie denn Grimelli durchaus zu einem Verbrechen reizen, Doia in Gefahr bringen?“

Als Landsiedel wieder den Berg hinabschritt, lagen ihm die Worte Fenners auf der Seele, und die Rückkehr in die „Stella polare“ wurde ihm nicht leicht. In der Schenkestube saß Kaufmann so tief ins Brüten versunken, daß er den Eintretenden kaum gewahrte. Neben der Tafel stand: „Antonio Vermi. —

Per due occhi freschi sei mille lire." Darauf warf Heinrich seinen verwunderten Blick und schaute dem Schreiber fragend ins Gesicht.

Nun erst erwachte Kaufmann aus seinem Nachdenken. „Das ist's, was mich quält und warum ich nicht gern allein bin. Wollen Sie die entsetzliche Geschichte hören?“

Sein Ton rief die Neugierde Landsiedels hervor, und als er das Nein unterließ, begann der Tunnelaufseher: „Ich bereite mich heute morgen eben zu einem Bergausflug vor. Da wurde ich durch Doktor Filippi ins Lazarett gerufen. Antonio Bermi, einem meiner liebsten Mineure, war vor neun Wochen eine Sprengladung ins Gesicht gegangen. Nun sollte ihm, nachdem sich die Heilung gegeben hatte, die Binde von den Augen genommen werden. Das wollten die Ärzte nicht tun ohne meine Gegenwart. In all' den Wochen hatten sie es dem Unglücklichen nie verraten, daß ihm die verbrannten Augen herausgenommen worden waren und er, der erst Siebenundzwanzigjährige, für immer blind sein würde. Da mußte ich Bermi mit der Wahrheit vertraut machen, eine Aufgabe, die der Teufel holen soll. Und ich bin kein Pfarrer. Ich log dem Manne, der sich wie ein Kind auf das Tageslicht freute, vor, daß er sich vielleicht ein paar Stunden, vielleicht ein paar Tage gedulden müsse, bis er seine Umgebung wieder deutlich erkenne, ja daß seine Augen wohl für immer etwas geschwächt bleiben; ich sprach ihm auch von sechstaufend Franken Unfallentschädigung, die ihm die Unternehmung ausgesetzt habe, einem Betrag, woraus er für sich und seine Verlobte ein hübsches Gütlein kaufen könne. „Das ist der Henkerpreis für zwei gesunde Augen!“ schrie er und erriet in stöhnendem Jammer sein Elend. Da fiel die Binde. „Bloß rot — rot“, stammelte Bermi und fuhr sich mit den Fingern in die Höhlen.“

„Grauensvoll!“ zitterte die Stimme Heinrichs.

„Grauensvoll!“ wiederholte Kaufmann. „Bermi stürzte wie ein Fallsüchtiger zu Boden; wir mußten ihm die Hände binden, damit er sich das Fleisch nicht vom Gesicht riß. Es war ein Jammer, bei dem selbst wir harten Männer gemeint haben, und ich werde die Schreie des Unglücklichen noch in zwanzig Jahren hören: „Die Hölle über Gotthard. Gott und Madonna, gebt mir meine Augen wieder!““

Der Aufseher schwieg und stützte den Kopf in die Hand. Erst nach einer Weile verfezte er gedämpft: „Nun wissen Sie, warum ich den schwarzen Tag habe. Ich muß mir stets die Heimkehr des Unglücklichen ausmalen. Er fährt morgen mit zwei frischen, hellen Kameraden, die in den Militärdienst einrücken, heim in sein paduanisches Dorf. Er kann seine Eltern nicht sehen, seine Geschwister nicht. Und wird die Braut einen Mann noch wollen, der ihr nie mehr in die Augen wird schauen können?“

Der über das schreckliche Tageserlebnis Verdüsterte starrte geistesabwesend in das Glas. Landsiedel, selber auf das tiefste von der Erzählung erschüttert, spürte, daß es ein Samariterdienst war, wenn es ihm gelang, die Gedanken Kaufmanns wieder in hellere Bahnen zu bringen. Er bemühte sich, die Ablenkung von dem Bild des unglücklichen Italieners zu finden, und unter leidlichem Gespräch ließen es die beiden elf werden.

Da verfezte Kaufmann: „Um Mitternacht muß ich wieder im Tunnel sein, gottlob! Lieber bei der Arbeit bis an die Knie im Rot stehen, lieber sich von den dampfenden Quellen fieden lassen, als sich hier draußen untätig mit den Gestalten unseres Schlachtfeldes abquälen. Ihre Gesellschaft war mir aber jetzt ein richtiger Trost; ich weiß nicht, wie ich sonst über diese Abendstunden hinweggekommen wäre. Vielleicht sehen wir uns dann und wann. Wenn Sie einmal mit mir in den Stollen ans Bortwerk fahren wollen, so melden Sie sich. Ich habe mein Einführungsrecht bis jetzt noch kaum benützt.“ Fortsetzung folgt.

Worum geht es im deutschen Kirchenkampf?

Statt einer Buchbesprechung.)

II.

Hauers Ideen wollten nicht recht Fuß fassen im deutschen Alltag. Ebenföwenig konnte sich die „Nordische Bewegung“, die „Germanische Glaubensgemeinschaft“, die „Deutschgläubige Gemeinschaft“, der „Kampfring Deutschen Glaubens“ usw. durchsetzen; sie blieben in den Anfängen stecken.

Größere Gefahr drohte der Kirche von der Seite der Kirchengläubigen, die sich von der nationalsozialistischen Devise: ein Volk, ein Staat, eine Kirche! einfangen ließen. Sie verwiesen die Mahner auf die Versicherung des Parteiprogrammes, die nationalsozialistische Bewegung stehe auf dem Boden des positiven Christentums. Also! Warum sollten die Pfarrer bei der nationalen Erneuerung, bei diesem grandiosen Aufstieg eines zerschlagenen und mutlosen Volkes zu neuer Weltgeltung beiseite stehen? Warum sollten die evangelischen Pfarrer nicht auf der Kanzel für den Führer und sein großes Werk beten? Hatte sich in früheren Epochen die Kirche nicht auch an die neuen politischen Begebenheiten angepaßt? Hatte sie sich nicht mit dem Kapitalismus abgefunden damals (in den Kirchenkonzilien von Basel und Konstanz), als sie das Verbot des Zinsnehmens für Christen milderte oder abschaffte und als sie anfang, selbst Kapitalien zu äufnen und aus Renten zu leben? Hatte sie nicht je und je den dynastischen Kriegen ihren Segen gegeben? Warum sollte sich die Kirche nicht auch hier wieder anpassen können?

Diese Opportunisten und Optimisten hatten den Totalitätsanspruch des Dritten Reiches nicht ernst genug genommen. Frühere Herrscher hatten von den Kirchenhütern nur lokale Neutralität verlangt und daß sie sich nicht in die Angelegenheiten des Staates einmischten. Hitler aber verlangte von der Kirche, daß sie seinen nationalen Zielen dienstbar werde, daß sie sich dem Staate unterordne. Er stellte ihr Aufgaben, die außerhalb der religiösen Sphäre lagen: sie sollte den Judenhaß mitmachen, sie sollte die Blut- und Boden-Theorie mitmachen und die germanische Gottesvolk-Idee propagieren. Sie sollte die Gottesreich-Idee rassistisch umdeuten und aus Christus einen germanischen Heliand und Messias machen. Da wurden viele gutgläubige Pfarrer am Führer irre. Da merkten sie, daß es ihm nicht ernst war mit der Versicherung der Christengläubigkeit. Daß es ihm vielmehr darum zu tun war, den deutschen Menschen ganz nach seinen politischen Machtzielen umzuformen. Sie sahen, wie die Jugenderziehung der Familie und der Kirche völlig aus der Hand gerissen wurde, wie die total erfasste Jugend zu Millionen in den Wehrsport und die Geländeübungen hinein- und aus der kirchlichen Unterweisung hinausgeführt wurden. Sie mußten mitansehen, wie die Parteimitglieder zu Tausenden aus der Kirche austraten, ohne daß der Führer es ihnen wehrte. Mit steigendem Mißbehagen sahen sie eine Anzahl wendiger Theologen sich um eine Dogmatik mühen, die dem Parteiprogramm und der Bibel gerecht werden will, die Hitler zu einem Propheten und Erwecker im Sinne der biblischen Propheten macht und die das alte Testament als die Geschichte des von Gott abgefallenen Judentums ausdeutet, auf dem nun mit Recht der Fluch der Sünde liege. So wollte man Hitlers Judenhaß dem Bibelgläubigen faßbar und schmackhaft machen.

Es ist das große Verdienst des Schweizer Theologen Karl Barth, die Deutschen auf die Gefahr dieser Entwicklung aufmerksam gemacht zu haben. Barth ist der Begründer der sog. Dialektischen Theologie. Als Professor in Bonn schrieb er seine programmatische Schrift „Theologische Existenz heute“, in der er die Meinung vertrat, daß nicht die Bibel sich dem Leben, sondern dieses sich der Bibel anpassen müsse. Daß die Pfarrer nicht vom Leben her das Wort Gottes zu deuten